

Andreas Steffens

Plage und Refugium

Bilden der Familie von Anne-Louise Frei

Man ist von zu vielen Müttern geboren.

Es gibt nicht ein Ich. Es gibt nicht zehn Ich. Es gibt kein Ich. ICH – ist nur eine Gleichgewichtsposition.

Henri Michaux, Plume

I

Zu den verhängnisvollsten Irrtümern des Willens zur Freiheit gehört ihre Verwechslung mit Unabhängigkeit. Frei wird man nicht, indem man sich aus den Abhängigkeiten löst, in die jedes Leben eingebettet ist, was nicht möglich ist; frei wird man, indem man sich die Abhängigkeiten seines Lebens, nachdem man sie erkannte, für dessen eigene Bestimmung zunutze macht -: wer erkannte, warum er ist, wie er ist, was immer heisst: anders, als man sich wünscht, der kann sich daran machen, mehr von dem zu werden, der er sein will.

Das eigene Leben ist das Werk einer Einverständnis- und Nutzungskunst des Abhängigseins. Sie gründet in dem elementaren Umstand, dessen Unabänderlichkeit Beginn und Wesen jeder Existenz bestimmt: wir sind entstanden. Woraus wir entstanden, hat mit dem Beginn unseres Daseins nicht aufgehört zu sein. Es wirkt in und durch uns fort.

Diese Entdeckung gehört zu den kritischsten Momenten jedes Lebens. Ganz besonders aber im Leben des Künstlers. Denn in ihm erweist sich, ob seine Kunst für sein Leben entsteht: ob er ist, was er sein will. Die Probe ist bestanden, wenn es ihm mit seiner Arbeit gelingt, diesen kritischen Moment durch Gestaltung zu bewältigen.

Da ein eigenes Leben nur eines sein kann, über das man selbst verfügt, lässt es sich nur aus der Umarbeitung dessen gewinnen, was über es verfügt: seiner

unbeeinflussbaren Herkunft. Leben ist die Arbeit, sich selbst aus dem heraus zu erfinden, was nicht erfunden werden kann, da es immer schon vor uns da ist.

Für den Bildkünstler ist deshalb die Bildung seiner Herkunft die wichtigste Arbeit, die er zu bestehen hat. Sie ist Initial zum beanspruchten, und Probe aufs gewonnene Selbst.

II

In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts reiste eine berühmt gewordene Foto-Ausstellung um die Welt: *„The family of man“*.

Edward Steichen hatte sie in hohem Alter als das vermeintlich letzte Wort einer objektiven Photographie zusammengetragen. Ihr Credo war das Ideal einer wahrheitsgetreuen Bildreportage, welche das Vertrauen in eine globale Solidarität der ‚Menschheit‘ beschwor. Die Magnum-Photographen nährten damit auch die Illusion, die Welt in Photographien abbilden zu können, welche sie in linearen Erzählungen einfingen (Belting, Transparenz, 228).

Abgesehen von den politischen Absichten, die mit ihr im Kontext des ‚Kalten Krieges‘ verbunden waren, polarisierte sie. Die produktiv ablehnende Aufnahme, die sie bei jüngeren Fotografen fand, macht sie in der Rückschau zu einem Scheidepunkt in der Geschichte der fotografischen Ästhetik. Seit Robert Frank 1959 seine *polemische Antwort* darauf, seinen ‚Bildbericht‘ *„The Americans“* veröffentlichte, gibt es eine radikale ästhetische Alternative zum Dogma der objektiven Abbildung des Wirklichen im Foto. *Die Welt erschien dem Künstler als zu komplex, um sie noch in Bildern zu repräsentieren, welche Allgemeinbegriffe der Realität enthalten. (...). Die Bilder entstehen in einem Blick, der nach einem neuen und persönlichen Einblick sucht. Sie sind die Bilder dessen, der auf die Welt blickt (Belting, 229).*

Es ist kein Zufall, dass das letzte große Manifest der objektiven Fotografie ästhetisch so naiv wie politisch raffiniert die Idee der ‚Menschheitsfamilie‘ beschwor. So sehr die Menschheit eine Vorstellung, eine ‚Idee‘ im kantischen Sinne ist, eine den (politischen) Vernunftgebrauch regulierende Vorstellung, so sehr ist die Familie eine Realität: die für das Menschsein grundlegende, an existentieller Prägekraft nicht zu übertreffende Ursprungswirklichkeit fast jedes Menschen, der geboren wird.

Entfernte die fotografische Ästhetik sich schliesslich immer weiter von der Illusion der Abbildlichkeit einer objektiven Wirklichkeit dermaßen, wie vor allem die naturwissenschaftliche Erkenntniskritik erwies, dass jede Erkenntnis- und Darstellungsform nicht mehr als Aspekte des Wirklichen zu erfassen vermag

(Steffens, Angesichts; Im Auge), so wick die selbstverständlich-naive Wirklichkeit der Familie der Erkenntnis einer kritischen Gesellschaftstheorie, dass sie die Quelle gerade jener Belastungen des Daseins ist, die sich in jedem neuen Leben wiederholen.

Weil die Wirklichkeit ungewiss und in ihrer Wahrnehmung unerschöpflich ist, muss es den unablässigen Prozess geben, sich ihrer in Form von Bildern zu vergewissern; weil die Familie für die meisten Menschen die erste und für die Dauer ihres Lebens die wichtigste Wirklichkeit ist, deren eigene Beständigkeit ihnen ermöglicht, sich in der Unbeständigkeit der Welt zu behaupten, ist das Familienfoto die verbreitetste Bildgattung überhaupt. Das Familienfotoalbum ist ein fester Bestandteil jeder modernen Familiengeschichte.

III

Nur eines kann noch schlimmer sein als eine Familie -: keine zu haben.

Ihre Erfahrung bewegt sich zwischen den Polen Bedrückung und Geborgenheit.

In der Familie treffen die Ansprüche vergangener Leben auf die künftigen. So sehr und ausschliesslich, dass die Lebensgegenwart ihrer Angehörigen in jedem Moment die kontinuierliche Darstellung ihrer Herkunft und ihrer Zukunft ist. Beide, Herkunft wie Zukunft, realisieren sich nicht in der Person, die die eine wie die andere hat, sondern jeweils in der Gestalt anderer Personen. Die eigene Existenz ist die Funktion der Existenzen, mit denen sie in der genealogischen Kette verbunden ist.

In jedem Menschen, der lebt, treffen sich andere, die gelebt haben, oder noch mit ihm leben, die genealogisch mit ihm verbunden sind. *Mehr als einmal habe ich in mir ‚Durchgänge‘ meines Vaters gespürt. Gleich bäumte ich mich dagegen auf. Ich habe gegen meinen Vater gelebt (und gegen meine Mutter und gegen meinen Großvater, meine Großmutter, meine Urgroßeltern). Gegen noch entferntere Ahnen, da ich sie nicht kannte, habe ich nicht kämpfen können* (Michaux, Plume, 129). Der Preis der Geborgenheit, die die Familie bieten kann, ist die Verurteilung zur Wiederholung anderer Leben im eigenen.

Was in der eigenen Existenz als Nachhall vergangener Existenzen prägend gegenwärtig bleibt, hat sein Gegenstück in den Ansprüchen möglicher künftiger Existenzen, die in dem Moment entstehen, in dem zwei Menschen auf eine Weise zusammenkommen, die die Fortsetzung der genealogischen Kette ermöglicht oder auf sie ausgerichtet ist. *Lange Zeit saßen wir so und sprachen von uns und auch von dem Kind. Noch fühlte ich seinen Herzschlag nicht, und doch forderte es schon unsere Gedanken, noch war es*

nicht geboren, und schon zog es über die Schwelle eines Tages, dessen Abend wir nicht mehr erleben würden (Kaschnitz, Liebe, 178).

Die Problematik der Familie ist so vielschichtig, wie sie für die Mehrheit aller Menschen, die geboren werden, unvermeidlich ist: weil sie in eine hineingeboren werden. Was bereits da ist, wenn unsere Existenz beginnt, bestimmt sie so sehr und so tiefgreifend, dass es in vielen Fällen noch über das Ende der Familie, die entstand, indem man geboren wurde, hinauswirkt: der erwachsen Gewordene, der selbst eine Familie ‚gründete‘, wird noch lange, wenn nicht bis ans Ende seines Lebens, von Art und Macht derjenigen mit bestimmt werden, aus der er hervorging, indem sein Erscheinen in der Welt sie bildete oder erweiterte.

Dieses Erscheinen, das eine Familie erst bildet, ist für ihre Problematik grundlegend: es ist das Dritte, das zu einem Paar hinzutritt, das sie konstituiert; und mit seinem Hinzutreten die Beziehung des Paares verändert. Da sie miteinander nicht mehr in ihrer Lebensgemeinschaft alleine sind, wandelt sich das Koordinatensystem ihrer Beziehung grundlegend. Bis zum Erreichen der Volljährigkeit, und meistens weit darüber hinaus, gilt nun jeder erste Lebensgedanke nicht mehr dem anderen, dem paarbildenden Partner, sondern dem Dritten: Familie entsteht, indem ein Element zwischen diejenigen tritt, die sie ‚gründen‘.

Das macht sie im Kern zu einer Agentur der Irritation. Die Entstehung der Familie geschieht durch Störung des Verhältnisses, das sie bedingt. Mit dem Kind als Drittem im Bund des Paares tritt die Welt zwischen die Partner. Die Ansprüche des hilflosen neuen Wesens repräsentieren die Ansprüche der Welt, von denen die Paarbildung elementar distanziert hatte: ein Paar ist eine Einheit, bestehend aus zwei Elementen, gerichtet gegen alle übrigen Elemente der Welt. Das Kind ist die Rache der Welt an denen, die sich aus ihr zurückziehen mussten, um füreinander die ausschließliche Lebensbedeutung gewinnen zu können, die es ihnen zum Wunsch und zu einer realen Möglichkeit werden lässt, sich vermittels des anderen im Kind fortzuzeugen. Das tatsächliche Erscheinen des Dritten als Verbindung der Zwei hebt deren Motiv zu seiner Hervorbringung auf. Aus der Besiegelung der Einheit der Zwei wird die labile Wirklichkeit der Existenz von Dreien. Die zwei, die das Dritte hervorbrachten, stehen vom Moment seines Erscheinens in der Welt, deren eigener Fortbestand davon abhängt, dass dieses Erscheinen immer wieder geschieht, im Dienst des Dritten, und damit der Welt, von der die Bildung des Paares für eine zeitlang trügerisch entfernt hatte.

Ungewollte Elternschaft lässt ihren elementaren Sinn negativ erfahren: sie verpflichtet zur Zweitrangigkeit. Solange, bis das Kind gleichrangig geworden sein wird. Das Dritte wird ersten Ranges. Das Glück der Elternschaft ist eine trügerische Empfindung, wenn das Paar, das es erlebt, zu dieser existenziellen Zweitrangigkeit nicht bereit oder fähig ist. Das Erscheinen des Kindes bedeutet den Beginn einer absolut verbindlichen Vorrangigkeit vor allen anderen Interessen derer, die es zeugten. Nur wenn diese anerkannt und gelebt wird, kann gelingen, was mit dem Erscheinen des Kindes beginnt.

Je ernsthafter die Zwei die Pflege des Dritten wahrnehmen, desto problematischer wird die von dieser Pflege beherrschte Wirklichkeit der Familie für das Dritte selbst, das schließlich beginnt, eine exklusive Einheit ausschließlich für sich selbst sein zu wollen. Das unterwirft die Existenz der Familie dem Paradox einer Bestimmung, ihre höchste Aufgabe und wesentliche Funktion darin zu sehen, das Dritte, das sie doch erst bildete, in seiner eigenen Lebensentwicklung so weit zu bringen, dass es fähig wird, allein für sich zu existieren, was nichts anderes heißt, als die Familie schließlich wieder aufzulösen, indem das Dritte aus ihr entlassen wird – um zuletzt in der Verbindung mit einem eigenen Partner denselben Prozess aufs neue zu beginnen.

Eine Familie ist eine Plage, warum kann man nicht erwachsen auf die Welt kommen und gleich seiner Wege gehen, lässt Marie Luise Kaschnitz in einer Erzählung eine Halbwüchsige sinnieren, die während eines öden Familienurlaubs am Mittelmeer erste eigene Wege erkundet (Kaschnitz, Schatten, 5). Mit dieser Klage bezeugt das Kind, das dabei ist, erwachsen zu werden, dass ihre eigene Familie die genealogische Aufgabe bewältigte, einen Menschen heranzubilden, der in der Lage sein wird, als eigenes Wesen diese Pflicht seinerseits zu erfüllen: es ist eine erotische Erfahrung, die der Halbwüchsigen ihre Klage eingibt.

Die Familie, die zur Plage wurde, hat ihre Aufgabe erfüllt, einen selbständigen Menschen heranzubilden. Das Erlebnis ihrer Plage ist die erste nachdrückliche Regung jener Selbständigkeit, deren Ausbildung ihr Sinn ist. Das Kind, dem seine Eltern, seine Herkunft zur Last wird, ist dabei, seine Grenzen zu erproben, die es wird überschreiten müssen, um ganz zu der Selbständigkeit zu gelangen, deren Anspruch sich mit diesem Unwillen in ihm meldet. In der Erfahrung seiner Begrenztheit geweckt, ist der Wille zum Selbstsein nur möglich, wenn die Familie so erfolgreich war, dass sie ihn entstehen liess.

Familien werden gebildet; Familien bilden: diejenigen, von denen sie gebildet werden und diejenigen, die aus ihr entstehen. Familien sind Passagen, die von Vor- zu Nachfahren führen.

IV

Gehandhabt als ein Medium eines subjektiven Bewußtseins, das sich persönlicher Identität und ihrer Stellung in einer ungewissen Welt zu vergewissern strebt, findet die Fotografie in der Familie eine wesentliche Thematik.

In ihrer vierteiligen Familien-Studie, mit der sie sich ihr widmet, nimmt Kristina Frei den extremen Reduktionismus zurück, mit dem sie die programmatische Unschärfe ihrer Fotografie sonst bis an den Rand der Auflösung jeder Wiedererkennbarkeit des Gezeigten treibt. Denn im Gegensatz zur Auflösungserfahrung des Wirklichen in seiner Wahrnehmung geht es hier um die entgegengesetzte Erfahrung des Anwesendwerdens von Abwesendem im Bild einer Wirklichkeit, über deren Existenz es keinen Zweifel geben kann: die Personen, die im Bild erscheinen, gibt es, und ihre Identität ist eindeutig. Aber sie erscheinen nicht in der Isolation ihrer individuellen Persönlichkeit, sondern in der Konstellation, die sich aus dem biologisch-gesellschaftlichen Faktum ihrer Bezüglichkeit als Angehörige einer ‚Familie‘ ergibt.

Diese Bezüglichkeit setzt die Eindeutigkeit der Person auf. Als Angehöriger einer Familie wird man zu einer Funktion: man ist nicht mehr nur man selbst, weil man derjenige, der man ist, als Folge und als Ursache anderer Existenzen ist.

Im Familienbild eines Menschen erscheint mehr als dieser eine, bestimmte Mensch. In den Fotografien der Angehörigen ihrer ‚Kernfamilie‘ macht Frei Gebrauch von einer subtilen Überblendungstechnik, dasselbe mehrmals auf eine Weise erscheinen zu lassen, dass es des entziffernd-erforschenden Blicks bedarf, um festzustellen, dass es sich nicht um verschiedene, sondern dieselbe Person handelt. Deren Virtuosität entspricht jener elementaren Struktur unseres Daseins, die Identität aus der Durchdringung des eigenen Seins mit dem anderer formt.

Zwar wird ein bestimmter Moment gezeigt, in dem die Gezeigten sich in einer bestimmten Verfassung befinden; aber um diese besondere Situation geht es nicht, weshalb unbestimmt bleibt, um welche genau es sich handelt, sondern um das, was sich in ihr repräsentiert, um dessen willen dieser Moment und kein anderer für die Bildgebung gewählt wurde: in ihm verdichten sich Zeiten – vergangene, die sich

ineinanderschieben, parallele, die einander kreuzen, sich durchqueren, überlagern, sich verdrängen und wieder einholen.

Wer (s)eine Familie abbildet, Bilder von ihr macht, setzt sich selbst ins Bild, auch wenn er in keinem der Bilder, die er anfertigt, vorkommt. Aber in jedem ist er mit enthalten, weil er selbst ein biologisch-kulturelles Konglomerat ist, ein Mischgebilde aus Elementen der Existenzen derer, die er ins Bild bannt.

Der Blick der Eltern in die Kamera der Tochter, die sie fotografiert, spiegelt sich unmittelbar im Blick der Tochter, die sie im Sucher ihrer Kamera fixiert: sie erblickt ihren Ursprung. Das Foto, das sie gemacht haben wird, wird ihr einen Spiegel ihrer eigenen Daseinsbedingtheit bieten.

Zeigen lässt sich, dass es diese Bedingtheit gibt; aber nicht im Bild bestimmen, worin genau sie besteht. Dem entspricht die verhaltene Unschärfe, die erkennen lässt, ohne zu verdeutlichen, die verwischt, ohne zu deformieren, die distanziert, ohne verschwinden zu lassen.

In einer strengen visuellen Rhetorik, die sich an den Sehsinn als Medium des Sinnvermögens richtet, die besonders in ihrer minimalen Farbgebung auf fast karge Zurückhaltung bedacht ist, die um keine Zustimmung des Betrachters wirbt, sondern sich in der an Härte grenzenden Klarheit der Darstellung in seine Wahrnehmung einprägt, verwandelt Kristina Frei den privaten Exhibitionismus des Familiären in Sinnbilder der elementaren Prägung, aus deren Distanzierung jedes Eigenleben erarbeitet werden muss.

Sich im Bild auf die existenzbegründende Nähe einzulassen, versetzt in jene Ferne, in der auf einen wartet, wer man sein kann.

Literatur

- Belting*, Hans, Die Transparenz des Mediums. Das photographische Bild, in: ders., Bild-Anthropologie, München 2001, 213-239
Kaschnitz, Marie Luise, Liebe beginnt (1933), Frankfurt/M 1981; 1994
Kaschnitz, Marie Luise Lange Schatten. Erzählungen, Titelerzählung, Hamburg 1960, 5-14
Michaux, Henri, Plume und andere Gestalten (1938), Wiesbaden 1961; 1981
Steffens, Andreas, Angesichts, in: Absage an die Wirklichkeit. Subjektive Positionen zeitgenössischer Fotografie, Bielefeld-Leipzig 2006
Steffens, Andreas, Im Auge des Betrachters. Rede zur Eröffnung der Ausstellung, Absage an die Wirklichkeit. Subjektive Positionen zeitgenössischer Fotografie', Saarländisches Künstlerhaus Saarbrücken, 17.01.07